



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Ich liebte eine
schöne Frau

Miniaturen

von Gyula Krúdy, Ernő Szép und Antal Szerb

Herausgegeben und aus dem Ungarischen
übersetzt von Ernő Zeltner

Mit einem Vorwort
von György Dalos

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Verlag dankt der Hungarian Book Foundation
für die Förderung der Übersetzung.



Editorische Notiz

Auf Deutsch erschienene Titel der drei Autoren
sind in den biografischen Überblicken durch
einfache Anführungszeichen gekennzeichnet.



Deutsche Erstausgabe 2011

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© The Heirs of Ernő Szép

© Judit Szerb

© 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung des Bildes ›Maika‹ (1929)
von Christian Schad (akg-images VG Bild-Kunst, Bonn 2010)

Fotonachweis: © Petőfi Literaturmuseum, Budapest

Gesetzt aus der Granjon 11,25/14,5'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24865-5

Inhaltsverzeichnis

Genius Loci – Budapest	7
Gyula Krúdy	12
<i>Rosina oder Ich liebte eine schöne Frau</i>	18
<i>Zum Roten Ochsen</i>	24
<i>Mai – Monat der Liebe</i>	31
<i>Ein Porträt von mir</i>	39
<i>Die Frau mit den grünen Strümpfen</i>	51
<i>Pest</i>	58
<i>Über den Dächern – Abschied vom alten Jahr</i>	67
<i>Cello-Töne</i>	74
<i>Nagybotos Viola</i>	81
<i>Blumenpflücken</i>	87
<i>Zwetschgenbaums Asche</i>	93
<i>Blanka</i>	98
Ernő Szép	106
<i>Sie führen eine feine Feder, mein Sohn</i>	116
<i>Der vierte Hasenfuß</i>	125
<i>Wo liegt gleich wieder dieses Quebec?</i>	129
<i>Unter Ehrenmännern</i>	137
<i>Smurglitsch</i>	144
<i>Summ-Summ oder Wie hieß sie doch gleich?</i>	150
<i>Schauerlich-schöne Erinnerung</i>	156
<i>Jancsi</i>	165
<i>Seneca</i>	172

<i>Ich gebe nichts</i>	179
<i>Pál Einsam</i>	190
Antal Szerb	196
<i>Zwischen zwei Zigaretten</i>	204
<i>Menschen und Länder</i>	213
<i>Warum der Engländer so schweigsam ist</i>	225
<i>Der Sonnenkönig</i>	237
<i>Die Zeitung und die Literatur</i>	243
<i>(Keine) Kleider machen Leute</i>	248
<i>Die Geschichte der unerfüllten Liebe</i>	254
<i>Die Krankheit des Jahrhunderts</i>	267
Anmerkungen des Herausgebers	271
Quellenverzeichnis	276

Genius Loci – Budapest

»Gott mit dir, o Budapest, du süßes, unser süßes Leben, Gott mir dir ...«, sang die Schauspielerin Vera Sennyei in dem ersten ungarischen Musical, »Drei Nächte einer Liebe«, das 1960 uraufgeführt wurde. Das vom Schicksal des ungarisch-jüdischen Dichters Miklós Radnóti inspirierte Stück sollte der seligen Vorkriegszeit mit ihrer blühenden Kultur und freimütigen Atmosphäre ein Denkmal setzen. Die Verheerungen des Krieges – die unter anderem die Zerstörung sämtlicher Donaubrücken zur Folge hatten – bedeuteten auch eine symbolische Zäsur in der Geschichte der Metropole. Alles, was davor gewesen war, erschien wie ein Idyll, so wie es Radnóti in einem erst nach seinem Tod entdeckten Gedicht heraufbeschworen hatte:

»Milde Abende einst, zu Erinnerung ihr euch veredelt!
Glänzend mit Dichtern und jungen Ehefrauen bekränzter
Tisch, wohin schlitterst du auf dem Schlick der vergan-
genen Zeit?«

Dabei war jenes Budapest, das im Zweiten Weltkrieg unterging, nur noch ein Schatten der Stadt, die um die Jahrhundertwende an der Donau florierte. Dies gilt vor allem für die schönen Künste und Geisteswissenschaften, deren wahre moderne Renaissance noch der heutigen Generation Impulse gibt.

Im Zentrum der ungarischen Moderne stand die 1908 gegründete Literaturzeitschrift ›Nyugat‹ (Der Westen) mit einer Plejade hervorragender Autorinnen und Autoren, deren Leitstern der Lyriker Endre Ady war, ein Erneuerer der dichterischen Sprache und zugleich Befürworter radikaler Änderungen in der damals noch stark feudal geprägten ungarischen Gesellschaft. Budapest als einzige Großstadt in der östlichen Hälfte der k. u. k. Monarchie, in der sowohl das Großkapital als auch die Arbeiterbewegung präsent waren, spielte gewissermaßen die Rolle des Zugpferdes gegenüber der verschlafenen Provinz, und die kosmopolitische Aura der »Westler« konnte sich nur hier entfalten. ›Nyugat‹ wurde in der ersten Etage des im Stadtzentrum gelegenen Cafés *New York* redigiert. Auf der dortigen Galerie hatte der asketische Redakteur Ernő Osvát seinen Stammtisch. In den folgenden Jahrzehnten veröffentlichte er zwar kaum selbst etwas in seinem Journal, doch warteten vor ihm auf dem »Beichtstuhl« zukünftige Klassiker – damals oft ängstliche Anfänger – auf sein Urteil zu ihren Manuskripten. Von dort schwärmten die Literaten in ihre eigenen Cafés aus, von denen es in Budapest nur so wimmelte.

Die Strahlkraft der Zeitschrift ›Nyugat‹ erstreckte sich nicht nur über mehrere Generationen, sondern erfasste auch andere Bereiche der Moderne: Zeitgleich gediehen die Laufbahnen der großen Komponisten Béla Bartók und Zoltán Kodály, bedeutender Maler wie József Rippl-Rónai, des Philosophen Georg Lukács und nicht zuletzt des Begründers der Budapester Psychoanalytischen Schule und Weggefährten Sigmund Freuds, Sándor Ferenczi.

Letzterer fühlte sich besonders stark mit Budapest ver-

bunden. Kurz vor dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie wollte ihn Freud dazu bewegen, nach Wien zu übersiedeln: »Ziehen Sie Ihre Libido rechtzeitig vom Vaterlande ab und bringen Sie sie in der Psychoanalyse unter, sonst werden Sie sich unbehaglich fühlen müssen«, warnte der Wiener Meister seinen Kronprinzen in der Donaustadt. Dabei entging Freud offensichtlich, dass Budapest nicht mit Ungarn gleichzusetzen war. Die Stadt verkörperte vielmehr die zukünftigen Möglichkeiten des Landes, war eine Art Ungarn im Konjunktiv: modern, westlich, dynamisch und liberal. Vielleicht hätte das Land sich auch dahin entwickelt, wenn das 20. Jahrhundert nicht eben das 20. Jahrhundert gewesen wäre.

Nach dem Scheitern der Republik 1918 sowie der Räterepublik 1919 ritt Admiral Miklós Horthy auf einem Schimmel in Budapest ein und schickte eine merkwürdige Botschaft voraus: »Hier, am Donauufer, rufe ich die ungarische Hauptstadt zu Gericht. Diese Stadt hat ihre tausendjährige Geschichte verleugnet, diese Stadt hat die Heilige Krone und die Farben der Nation in den Dreck gestoßen (...) Trotzdem sind wir geneigt, dieser in Sünde gefallenen Stadt zu verzeihen, wenn sie zum Dienst an der Heimat zurückkehrt.« Die Bezeichnung Budapests als »sündige Stadt« im Gegensatz zum »reinen Dorf« war eine Konstruktion, der angesichts des jüdischen Bevölkerungsanteils der Metropole von 24 Prozent eine unverhohlenen antisemitische Konnotation anhaftete.

Kein Wunder, dass die Millionenstadt der Generation von Gyula Krúdy und Ernő Szép jüngeren Autoren wie Antal Szerb (und fügen wir hinzu: Attila József, Miklós Radnóti

und Sándor Márai) weniger weltoffen erschien. Bürgerlichkeit und Urbanität waren in der Zwischenkriegszeit verpönt, und die lebendigen Geister litten zudem unter Klaustrophobie im nach dem Frieden von Trianon (1920) enger und provinzieller gewordenen Ungarn. Hinzu kam die wachsende Armut der Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre, die bereits am Straßenbild abzulesen war: der Menschenmarkt, auf dem Unternehmer nach billigen Arbeitskräften Ausschau hielten, sowie die endlosen Schlangen vor der Suppenküche des Philanthropen »Onkel Robert«. Von der Entstehung eines akademischen Proletariats zeugten Annoncen wie diese: »Mann mit Diplom würde gerne die Frau heiraten, die ihm zu einer Stelle verhilft.«

Dennoch: »Gott mit dir, o Budapest, du süßes, unser süßes Leben, Gott mir dir ...« Die Nostalgie war und blieb begründet und überdauerte auch spätere Zeiten. Besonders die Literatur versuchte selbst unter dem Druck von repressiver Kulturpolitik und Zensur an ihren Traditionen festzuhalten. Einige Cafés blieben noch in den Sechziger- und Siebzigerjahren Zentren der schreibenden Zunft, so auch das legendäre *New York*, obwohl es wegen des verdächtig klingenden amerikanischen Namens in *Hungária* umgetauft wurde. Als sich dann die politische Wende abzeichnete, zogen die ersten freien Literaturzeitschriften mangels eigener Räumlichkeiten sogleich in die Cafés und konnten während der Redaktionssitzungen mit einem Rabatt auf Kaffee oder Cognac rechnen. Und obwohl der marktwirtschaftliche Rahmen und die Neuen Medien das Schreiben in eine schwierige und undankbare Tätigkeit verwandelten, vermag es hoffentlich der Genius

Loci, dass sich das literarische Schaffen seinen handwerklichen Charakter und vorindustriellen Charme bewahren kann.

György Dalos



Gyula Krúdy (1878–1933)

Eigentlich standen diesem Glückskind alle Türen offen: Gyula Krúdy, geboren 1878 im Landstädtchen Nyíregyháza im Nordosten Ungarns, war der Älteste von zehn Geschwistern und wuchs in einem geordneten Elternhaus auf. Allerdings war seine Mutter, das bildhübsche Stubenmädchen, erst nach der Geburt des achten Kindes die legitime Ehefrau des wohlbestallten Advokaten Crudi geworden. Gyula besuchte die besten Schulen der Gegend, erhielt seine Erziehung und Ausbildung bei den Jesuiten und Piaristen. Er war noch keine fünfzehn Jahre alt, als in einer Regionalzeitung seine ersten literarischen Versuche abgedruckt wurden, und bald darauf erschienen sogar in Blättern der Hauptstadt Reportagen, Glossen und kleinere Erzählungen aus seiner Feder. Mit siebzehn war er bereits fest angestellter Redakteur bei einer Zeitung in Debrecen.

Hungrig nach Erfolg, nach Unabhängigkeit und sicherlich auch nach Liebesabenteuern zog es ihn 1896, im Jahr der großen Millenniumsfeiern in Ungarn, nach Budapest. Hier erreichte er tatsächlich fast alles, was er sich vorgenommen hatte. Er war noch keine zwanzig, als der erste Novellenband und in einem Pester Wochenblatt sein erster Roman in Fortsetzungen erschienen. Doch trotz dieser Anfangserfolge erwies sich bald, es war ein hartes Brot, das er sich in der Hauptstadt mit Schreiben verdienen musste, denn der von der »unseriösen Laufbahn« des Sohnes enttäuschte Vater versagte ihm jegliche finanzielle Unterstützung.

Noch nicht volljährig, heiratete Krúdy mit einer gefälschten Zustimmungserklärung der Eltern eine bekannte, attraktive, aber zehn Jahre ältere Journalistin. Obwohl aus der Verbindung drei Kinder hervorgingen, war die Ehe mit der anspruchsvollen Partnerin schon nach wenigen Jahren zerrüttet. Die Rolle des Ehemanns und Familienvaters konnte oder, besser gesagt, wollte Krúdy nicht ausfüllen. Er setzte seinen alten Lebensstil als Nachtschwärmer, Glücksspieler und gelegentlicher Liebhaber außer Haus fort. Eine gewisse Unabhängigkeit, ja sogar Eigenbrötelei hat er sich lebenslang bewahrt, offenbar waren sie Voraussetzung für seine Kreativität und Schaffenskraft.

Indessen arbeitete Krúdy mit großem Elan an seiner beruflichen Anerkennung und daran, die Familie über Wasser zu halten. Es gab in der Hauptstadt so gut wie keine Redaktion, keinen Verlag, wo er sich nicht anbot. Er schrieb unablässig, verfasste Jugendgeschichten, anekdotische Novellen, impressionistische Essays, Reportagen, Theaterkritiken, Romane. Und allmählich wurde er von der schreibenden Zunft zur Kenntnis genommen.

Der große schriftstellerische Erfolg stellte sich allerdings erst mit den Sindbad-Geschichten (1911 und 1912) und dem Roman ›A vörös postakocsi‹ (1914; ›Die rote Postkutsche‹, 1999) ein. Bis dahin waren Glossen, Anekdoten und Kurzgeschichten für Zeitungen und Zeitschriften sowie Novellen seine bevorzugten literarischen Gattungen; seine Bibliografie weist bis dahin nicht weniger als 1400 Novellen aus. Rätselhaft bleibt, wann er bei der ihm eigenen Lebensführung nicht nur all diese Erzählungen, sondern sein gesamtes umfangreiches Werk geschaffen hat, denn er verbrachte seine Tage und Nächte ja nicht nur mit Arbeit; vielfach belegt

sind seine nächtelangen Spiel- und Zechgelage, spontane, oft Tage dauernde »Irgendwohin«-Ausflüge, unzählige, oft abenteuerliche Liebesgeschichten.

Zsuzsa Krúdy, seine jüngste Tochter aus zweiter Ehe, beschrieb ihren Vater mit folgenden Worten: »Bei den Frauen hatte der zwei Meter große, bärenstarke Herzensbrecher mit dem rotbraunen Teint, den bernsteinfarbenen Augen, den wohlgeformten Händen und der sonoren Stimme großen Erfolg. Einer Dame über längere Zeit den Hof zu machen, war nicht seine Art ... Einige Frauen versuchten, sich seinetwegen umzubringen, andere gerieten sich in die Haare, schlugen einander mit Schuhen und Schirmen ...«

Unter seinen Romanzen, durch die er oft in skandalträchtige Situationen geriet, die ihn allerdings auch zu manchen Romanhandlungen und -figuren inspirierten, ist die Affäre mit einer attraktiven, klugen und großzügigen Dame der Gesellschaft erwähnenswert. Sie war nicht nur die Gattin des Direktors des *Grand Hotel Royal* (in dem Krúdy als »Freund des Hauses« von 1915 bis 1918 logierte), sondern auch die Mutter jener neunzehnjährigen Zsuzsa, die Krúdy unter seltsamen Umständen aus dem Elternhaus entführte und nach seiner Scheidung heiratete. Doch auch diese Ehe, aus der zwei Kinder hervorgingen, sollte nicht glücklich werden. Krúdy war für ein Familienleben nach bürgerlichen Maßstäben offenbar nicht geschaffen.

Das ungleiche, aber anfangs glückliche Paar floh vor dem Groll der Eltern und dem literarischen und politischen Trommelfeuer der Hauptstadt auf die damals noch stille Margaretinsel. Doch auch dort – so heißt es – gab Krúdy sein Doppelleben eines unentwegt Schreibenden und unverbesserlichen Bohemiens nicht auf.

Nach dem Ersten Weltkrieg und der nur kurz dauernden Räterepublik haben Zeitungen und Verlage Krúdy auf Druck der literarischen Rechten zu zeitweiligem Silentium verurteilt. Dann aber folgten Jahre, in denen die Popularität des Autors die der meisten seiner Schriftstellerkollegen weit übertraf: Zu seinem 25-jährigen Schriftstellerjubiläum im Jahr 1924 erschien eine zehnbändige Auswahl seiner Werke, für die der Autor allerdings persönlich Subskribenten werben musste. Belegt ist zudem, dass er bis 1926 bereits 25 Romane geschrieben hatte.

Doch es kamen Zeiten, in denen Krúdys Stern allmählich zu verblassen schien, auch die Literaturkritik schenkte ihm nicht mehr die volle Aufmerksamkeit.

In seinem letzten Lebensjahrzehnt, das von Krankheit und drückenden Schulden überschattet war, entstanden allerdings wieder bedeutende Werke, unter anderem seine historischen Romane wie die Königstrilogie; sie erschienen aber zunächst nur als Fortsetzungen in Tageszeitungen.

Nach zehn Jahren eines zeitweise durchaus idyllischen Lebens auf der Insel verschlug es die Krúdys 1930 in den kleinstädtischen Ortsteil Óbuda; dort lebten sie in bescheidensten Verhältnissen. Krúdy genoss jedoch die neue Umgebung und hat sie in vielen Novellen thematisiert. Trotz schwerer Gesundheitsprobleme und widriger Umstände stürzte er sich auch dort gleich wieder in die Arbeit, aber die Zeiten waren nicht günstig. In seinen letzten drei Lebensjahren erschienen immerhin noch wichtige Werke, etwa der Roman ›Boldogult úrfikoromban‹ (1930; ›Meinerzeit‹, 1999) und im Selbstverlag der Erzählungsband ›Az élet álom‹ (1931, Das Leben ein Traum); die längst gepfändeten Honorare gingen allerdings stets an seine Gläubiger.

Und wieder Zsuzsa Krúdy:

»Vater hat sein Leben lang unerhört viel gearbeitet, regelmäßig, gewissenhaft. Ja, leidenschaftlich, aber so schwer er sein Geld verdiente, so leicht glitt es ihm auch durch die Finger. Er war seit vielen Jahren heillos verschuldet, stopfte das eine Loch mit dem nächsten und konnte sich nie mehr wirklich herauswinden ...«

Voller Anerkennung hat sich auch Antal Szerb seinerzeit über den unermüdlich schaffenden Schriftstellerkollegen geäußert: »Er wollte eigentlich nur Geld verdienen, stattdessen schuf er Meisterwerke.«

Sein letztes Lebensjahr war für Krúdy ein einziger Kampf – mit Verlegern und Redakteuren, mit seinen Alltagsorgen und Gläubigern, mit körperlichem und seelischem Schmerz.

Nachdem ihm wegen Mietrückständen auch seine letzte Zuflucht gekündigt worden war, traf ihn noch eine weitere Demütigung: Der Chef des Presseamtes der rechtsautoritären Regierung zitierte ihn zu sich und warf ihm höchst unpatriotisches Verhalten vor, weil er der neu erscheinenden ungarischen Zeitung in Prag, wie andere Kollegen auch, einen Artikel geliefert hatte.

In der darauffolgenden Nacht starb Krúdy, er wurde 54 Jahre alt. Das offizielle Ungarn der Horthy-Zeit nahm davon kaum Notiz.

In dem Roman ›Szindbád hazamegy‹ (1940; Sindbads Heimkehr) beschreibt Sándor Márai die letzten Tage des verarmten, müden, kranken Krúdy und hat damit seinem Lieblingsautor und Freund ein wunderbares Denkmal gesetzt.

Ernő Zeltner

Rosina oder Ich liebte eine schöne Frau

Sindbad – der Träger dieses schönen Namens, der zur Zeit unserer Großmütter auch in Ungarn aus den Märchen von ›Tausendundeiner Nacht‹ allseits bekannt war – fuhr traumverloren der Bahnstation entgegen, wo er von einer Frau erwartet wurde.

Mit Kölnischwasser wischte er sich den Ruß aus dem Gesicht, steckte ein sauberes Schnupftuch in die Tasche, spülte sich den Mund und prüfte die Blumen, die er, in Seidenpapier verpackt, aus Pest mitbrachte – dabei hatte er bis zu der kleinen Station noch eine Stunde zu fahren. Er legte sich lang, stand wieder auf, zählte zerstreut die vorbeihuschenden Pappeln und überlegte, ob es sich am Ende wohl gelohnt haben würde, diese lange Bahnfahrt auf sich zu nehmen, nur weil Rosina sich vor Mäusen fürchtete.

Rosina, die Gattin eines Goldschmieds, hatte im Winter und während des Frühjahrs an Sindbads Arm die Umgebung von Pest durchwandert, sie küssten sich in verborgenen Gässchen von Buda, die nur Verliebte kennen, und Sindbad stand dann oft ernst und mit verschränkten Armen im Hintergrund ihrer Theaterloge. Rosina also zog sich während der heißen Sommermonate in das Landhaus zurück, wo ihre Großmutter, eine Dame aus der Zeit der Achtundvierziger Revolution, tagein, tagaus Staub und Spinnweben von den Familienporträts wischte.

»In der Stille dort werde ich meine Ruhe finden und Sie zu vergessen suchen«, hatte Rosina geseufzt, als sie zum

Abschied noch einmal in den Bergen von Buda drei Meilen weit spaziert waren. Sindbad hatte den ganzen langen Nachmittag seine Schuhspitzen betrachtet und sich traurigen Herzens gefragt: »Verlässt sie mich, wird sie mich jetzt tatsächlich verlassen?« In diesen Minuten glaubte er wirklich, Rosina nähme sein Leben mit sich fort; doch auf wundersame Weise kehrte nach Abreise der Goldschmiedsgattin Ruhe in sein Leben ein. Er atmete auf, als wäre er nach langer Gefangenschaft freigekommen. »Ich werde mir eine Tänzerin suchen, die soll meine Geliebte sein!«, überlegte er gerade, als überraschend ein dringlicher Brief von Rosina eintraf: »Ich flehe Sie an, kommen Sie sofort, die Mäuse lassen mich nicht schlafen!« Und Sindbad war, ohne lange zu überlegen, aufgebrochen.

Gleich neben der Bahnstation befand sich ein Gärtchen – es schien, als hätten sämtliche Bahnhofsvorsteher des Landes die Fuchsie zu ihrer Lieblingsblume erkoren. Und mitten in diesem gepflegten Garten stand, wie aus einer deutschen Illustrierten ausgeschnitten, Rosina unter ihrem Sonnenschirm. Sindbad küsste ihr beide Hände, murmelte gerührt sinnlose Worte und betrachtete hingebungsvoll die drei Sommersprossen, die ihr die ländliche Sonne ins Gesicht gezaubert haben musste.

»Sie lieben mich also noch?«, fragte Sindbad Rosina ernst und bedeutungsvoll.

»Kann man Sie denn vergessen!«, erwiderte sie, hakte sich bei ihm unter und schlenderte mit ihm zum Dorf.

Diese Frau könnte auch dann nicht mutiger und selbstsicherer sein, dachte Sindbad, wenn er ihr angetrauter Gatte wäre, der gerade von einer langen Reise zurückgekehrt war. Und die ländlichen Pappeln auf dem großmütterlichen

Besitz nickten ihm zu, die zotteligen Hirtenhunde wälzten sich zu seinen Füßen. Die Apfelbäume in den Gärten bewunderten Rosinas weiße Beine, wie sie mit hochgehobenem Rock durchs taufrische Gras wandelte. Unter der zwischen zwei Nussbäumen gespannten Hängematte lugte ein kleines, vorwitziges gelbes Blümlein hervor, um die junge Herrin von unten zu beäugen, die Amsel im Geäst wollte herausfinden, woran die Frau mit den geschlossenen Augen wohl dachte.

»Wir sind da«, sagte Rosina vor einem alten Herrenhaus, wo im Hof an einem vertrockneten Baumstumpf ein motzenzerfressener Soldatenmantel hing.

»Ich liebe alte Häuser, nachts hört man aus dem Gemäuer die verstorbenen Hausbewohner reden, denn sie haben ihre Stimmen dort zurückgelassen.«

Rosina seufzte:

»Dieses Haus hat tatsächlich noch mein Urgroßvater gebaut. Es gibt in dieser Gegend viele Nüsse, daher haben sich die Mäuse so schrecklich vermehrt. Und hier versteht sich anscheinend keiner darauf, Mausefallen aufzustellen oder sonstwie der Plage Herr zu werden; da habe ich an Sie gedacht, Sindbad, Sie sind ein so geschickter Mann, wissen in allen Situationen Rat.«

Nicht ohne Selbstgefälligkeit entgegnete Sindbad:

»Als Kind, ja, da war ich ziemlich geschickt.«

(Natürlich, wer wäre denn nicht schon Arzt, Krankenpfleger, Tischler, Schuhmacher oder Spengler gewesen, wenn seine Herzensdame sich dies wünschte? Männer, vornehmlich Verliebte, sind allesamt Kinder, die von Heldentaten träumen. Um ihrer Liebsten willen schlagen sie einen Nagel mit derselben Feierlichkeit in die Wand, wie